

WEGE ZUM MONOTHEISMUS

FESTREDE

ZUR

FEIER DES DREIHUNDERTUNDDREISSIGJÄHRIGEN BESTEHENS

DER

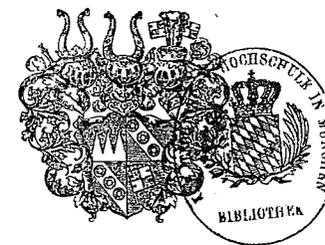
KÖNIGL. JULIUS-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT ZU WÜRZBURG

GEHALTEN AM 19. MAI 1913

VON

D. DR. JOHANNES HEHN

Ö. O. PROFESSOR DER ALTTESTAMENTLICHEN EXEGESE UND DER BIBLISCH-ORIENTALISCHEN SPRACHEN
Z. Z. REKTOR DER UNIVERSITÄT



WÜRZBURG

DRUCK DER KÖNIGL. UNIVERSITÄTSDRUCKEREI H. STÜRTZ A. G.

1913

15.5.1515
Johannes Hehn
Würzburg

Alle Rechte vorbehalten.

Hochansehnliche Versammlung!

Der hochgesinnte Fürst und Bischof, Julius Echter von Mespelbrunn, dessen wir heute am 331. Stiftungsfeste unserer Universität dankbar gedenken, hat der Theologie den ersten Platz in dem Organismus der Hochschule angewiesen und damit der Überzeugung tatkräftigen Ausdruck verliehen, dass die Gottesgelehrtheit nicht in weltabgewandter Isoliertheit verkümmern und verkümmern, sondern in lebendiger Wechselwirkung mit den anderen Wissenschaften die geistigen Fortschritte der Zeit in sich aufnehmen und für sich fruchtbar machen soll, um so eine Macht für das wirkliche Leben zu bleiben. Die grossen Weltanschauungsfragen, die gerade die Theologie beschäftigen, verbinden und scheiden heute die Geister mehr als je. Zu einem inneren Verständnis derselben und damit zu einem klaren Standpunkt gelangt man aber nur, wenn man ihre geschichtliche Entwicklung kennt.

Die alttestamentliche Wissenschaft, die ihrer Natur nach weniger in das praktische Leben eingreift, ist von den wissenschaftlichen Strömungen der verschiedensten Zeiten theoretisch wohl mehr oder minder stark beeinflusst worden, aber nie so tiefgehend wie durch die Ergebnisse der Ausgrabungen im fernen Osten. Die Ära der Ausgrabungen im Orient, die im vorigen Jahrhundert eingesetzt und gerade in den letzten Dezennien die bedeutsamsten Erfolge erzielt hat, inauguriert auch eine neue Ära der Bibelforschung. Eine längst versunkene, uralte Kultur mit ihren manchfachen Verzweigungen ist wieder aus dem Grabe erstanden. Der geschichtliche Horizont hat sich um

Jahrtausende erweitert. Wie das Teleskop dem Auge die fernen Weltkörper nahert, so treten uns durch die Inschriften die Menschen nahe, die vor fünftausend Jahren im Lande des Euphrat und Tigris lebten. Die Inschriften sind der Spiegel, der das Leben der Vergangenheit getreu reflektiert. Ihr besonderer Vorzug gegenüber anderen Berichten liegt darin, dass uns die Menschen jener Zeit in den von ihnen stammenden Dokumenten unmittelbar nahetreten. Die älteste veröffentlichte hebräische Handschrift des Alten Testaments stammt aus dem zehnten, die älteste Handschrift des griechischen Textes aus dem vierten Jahrhundert n. Chr. Die keilinschriftlichen Urkunden aber stammen aus der Zeit und von den Menschen selbst, von denen sie handeln, sind der unmittelbare Ausfluss ihres Denkens und Tuns. Bei der Betrachtung jener alten Zeit kommt man sich vor wie einer, der von einem hohen Turme auf das Menschengewimmel unten in den Strassen einer grossen Stadt herabschaut. Er ist den Menschen nahe und fühlt sich doch fern von ihnen. Da wir Urkunden in unermesslicher Zahl und verschiedenster Art schon aus dem dritten Jahrtausend v. Chr. haben, so ist uns das Leben jener Zeit vertraut, wenn es auch durch lange Zeiträume von uns getrennt ist.

Früher war das Alte Testament ein isoliertes Denkmal aus der semitischen Vergangenheit, jetzt wird es hineingestellt in den lebendigen Fluss des kulturellen Milieus, seine Geschichte ist mit der des Alten Orients verflochten. Wir sind nunmehr auch in der Lage, die israelitische Religion, wie sie uns im Alten Testament entgegentritt, mit anderen Religionen des Alten Orients zu vergleichen, das Gemeinsame sowohl wie das Eigenartige herauszustellen und so einen geschichtlichen Massstab für ihre besondere Entwicklung zu gewinnen. Denn das ist doch die grosse Frage: Wie war es möglich, dass die Geschichte eines so kleinen Volkes wie Israel, das keine eigene Kultur hervorbrachte, solche Bedeutung in der Weltgeschichte erlangte? Während die Religionen der

grossen Kulturvölker Vorderasiens mit diesen selbst untergegangen sind, ist aus der jüdischen Religion das Christentum hervorgegangen und der Monotheismus, in dem wir den Hauptvorzug der alttestamentlichen Religion sehen, die Grundlage des religiösen Denkens der christlichen Welt geworden.

Man hat nun in den letzten Jahren vielfach auch von einem altorientalischen Monotheismus gesprochen. Ich hoffe mich nicht zu täuschen in der Annahme, dass Sie mir für kurze Zeit Ihr Interesse schenken werden, wenn ich versuche eine kurze Skizze der verschiedenen Wege zum Monotheismus zu entwerfen, damit wir so zu einem tieferen Verständnis des israelitischen Monotheismus und seiner besonderen Wirkungskraft gelangen.

Ernst Renan, der berühmte französische Orientalist, glaubte einst die Entstehung des Monotheismus auf den Instinkt der semitischen Rasse zurückführen zu sollen. Er meinte, die Semiten hätten nicht die Fähigkeit, die Naturerscheinungen zu personifizieren, daher fehle bei ihnen auch die Mythologie vollständig. Angesichts des babylonischen Altertums bedarf die Ansicht Renans keiner Widerlegung mehr. Die Babylonier denken durchaus polytheistisch und mythologisch; die Naturerscheinungen und -kräfte wirken nach ihrer Anschauung nicht nach toten Gesetzen, sondern sind belebte, persönlich gedachte Mächte. Der Himmel ist personifiziert als Gott Anu, die Erde ist die Göttin Antu oder Iršitu, Himmel und Erde bilden zusammen ein Götterpaar. Insbesondere aber sind es die Gestirne, die von den Babyloniern als göttliche Mächte verehrt werden. Das Zeichen für „Gott“ und „Himmel“ ist in der alten linearen Bilderschrift der Babylonier der achtstrahlige Stern. Der Stern ist also der entsprechendste Ausdruck für „Gott“, „Gott“ und „Stern“ sind in der babylonischen Vorstellung unlösbar miteinander verbundene Begriffe. Das Hauptgestirn, die Sonne, deren Auf- und Untergang im Laufe des Jahres sich unter den wechselnden Konstellationen des Sternenhäeres vollzieht, ist das Lebens- und Kraftzentrum für

unsere Erde und zugleich der Mittelpunkt der religiösen Verehrung. Aber auch die anderen Gestirne werden als Götter betrachtet; so insbesondere der Mond, der schon in den ältesten Zeiten infolge seiner wechselnden Phasen als Zeitenordner galt und der Venusstern, die Erscheinungsform der Göttin Ištar-Astarte. Aber die babylonische Religion ist nicht ausschliesslich Gestirnkult. Auch in dem Leben der Pflanzen- und Tierwelt treten göttliche Kräfte in die Erscheinung. Die guten Götter sind die lebensschaffenden Mächte der Natur, die den Menschen feindlichen Naturkräfte werden als böse Götter oder Dämonen gefürchtet. Sie bringen Krankheit und allerlei Unheil über ihn und werden insbesondere durch Zaubermittel überwunden.

Diese Andeutungen über die Grundanschauungen der babylonischen Religion wollte ich vorausschicken, bevor ich den solaren Monotheismus erwähne. Es handelt sich dabei freilich nicht um einen Monotheismus im absoluten Sinne, so dass etwa die Sonne allein als Gottheit betrachtet worden wäre, sondern um ein Zusammenfliessen der Hauptgottheiten im Sonnenkult. Die babylonischen Hauptgötter sind Sonnengötter. Der Gott Marduk, der im Planeten Jupiter lokalisiert wird, ist die Früh- und Frühlingsonne, der Planet des Gottes Nebo, Merkur, hat den Namen „Stier der Sonne“ oder „des Lichtes“, ebenso ist an dem solaren Charakter des Ninib-Mars kein Zweifel. Nergal-Saturn repräsentiert die Seuchen und Fieberkrankheiten erzeugende Sonnenglut; er wird auf einer neubabylonischen Tafel dem Sonnengotte Šamaš direkt gleichgesetzt und gilt besonders in den astrologischen Texten als Stern der Sonne.

Die zahlreichen Vegetationsgötter wie Tamuz-Adonis und die verschiedenen Vegetationsgöttinnen, in die sich Ištar-Astarte zerlegt, stehen naturgemäss in naher Beziehung zum Sonnenkult. Ja selbst Götter, die an sich nichts mit der Sonne zu tun haben, werden durch das Sonnensymbol vergewärtigt, sodass man sagen kann, dieses sei allgemeines

Gottheitssymbol geworden. So wird z. B. Ašur, der assyrische Nationalgott, auf den assyrischen Standarten in dem geflügelten Sonnenrade stehend dargestellt; der persische Hauptgott Ahuramazda erscheint unter einem ähnlichen Symbol. Der Name „Sonne“ (šamšu) wird mehrfach geradezu appellativ für „Gott“ gebraucht, also „Sonne“ = Gott. Es herrscht in Babel praktisch ein gewisser solarer Monotheismus, insofern die wichtigsten Götter Sonnengötter sind oder wie die Vegetationsgötter mit dem Jahreslauf der Sonne in Beziehung stehen. Selbst die oberste kosmische Trias, Anu der Himmelsgott, Enlil, der Herr der oberen Welt, und Ea, der Gott der Wassertiefe, wird in das solare System einbezogen.

Eine besondere Art des solaren Monotheismus finden wir in Ägypten, wo der Pharaon Amenophis IV., der in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts v. Chr. regierte, den ganzen religiösen Kult auf die Sonne zu konzentrieren suchte. Seine religiösen Bestrebungen hängen mit der Ausdehnung des ägyptischen Reiches über Kanaan und Syrien zusammen. An die Stelle des national-ägyptischen Hauptgottes Amon sollte ein auch den Vasallenvölkern Ägyptens verständlicher Kult treten, der sie als gemeinsames Band alle fest umschlingen und zu einer religiösen Einheit verbinden sollte. Er nannte den Gott Aton und nahm ihm zu Ehren selbst einen neuen Namen, Echnaton, an. Das Symbol des Gottes ist die Sonnenscheibe, von der Strahlen ausgehen, die in Händen endigen. Diese Hände reichen das Lebenszeichen dar. Amenophis wollte damit die in der Sonne wirksame, alles Leben erzeugende Macht zur gemeinsamen und einzigen Gottheit seines Reiches machen. Es handelt sich aber weniger darum, dass dieser Gott allein Gott ist, sondern dass dieser Gott allein und nur in dieser bestimmten Form in Ägypten verehrt werden darf. Zur Durchführung seiner Idee liess Amenophis die Namen der anderen Götter aus den Denkmälern tilgen und verbot deren Verehrung, allein mit seinem Tode stürzte sein Werk wieder zusammen.

Amenophis IV. war bei seinen Einheitsbestrebungen von der richtigen Voraussetzung ausgegangen, dass der Sonnenkult die gemeinsame Basis der religiösen Anschauungen der ihm untertänigen Völker sei. Wie bei den Babyloniern so nahm auch bei den andern Völkern Vorderasiens, bei den Kanaanäern, Aramäern und Arabern, die Sonne die Zentralstellung im Pantheon ein. Dieser Kult war also seinen Vasallen nicht fremd und so konnte er darauf die gemeinsame Reichsreligion aufbauen.

Es würde hier zu weit führen, wenn ich die Spuren der Sonnenverehrung bei den verschiedenen vorderasiatischen Völkern verfolgen wollte, nur auf eine späte Entwicklungsform des Sonnenkultes, den solaren Monotheismus der römischen Kaiserzeit sei hier noch hingewiesen. In der römischen Kaiserzeit waren die religiösen Vorstellungen der „Chaldäer“ insbesondere durch die Vermittlung Palmyras und Syriens in das römische Reich eingedrungen. Der Sol invictus vereinigte alle anderen Götter in sich und wurde als der höchste, ja geradezu als der einzige Gott von Staats wegen verehrt. Ein gelehrtes theologisches System begründete diese überragende Stellung des Sonnengottes. Nach diesem System bewegt sich die Sonne inmitten der Planeten als der König der Sterne (*Βασιλεὺς Ἥλιος* — Roi soleil). Die Sonne lenkt als Chorführer die unregelmässigen Bewegungen der Planeten, indem sie dieselben je nach ihrer Stellung anzieht oder abstösst. Da man nun glaubte, dass die Sterne und insbesondere die Planeten das Naturleben sowohl wie die Geschicke der Menschen beherrschen, so galt die Sonne in letzter Linie als Herr der gesamten Natur; sie wird darum als das den ganzen Weltkörper belebende Weltherz bezeichnet. Von ihr gehen Licht und Freude, Tod und Leben aus. Die Sonne regiert aber nicht nach blinder Willkür, sondern sie ist ein vernünftiges Licht (*φῶς νοερόν*), sie ist die höchste, ja sogar die Allvernunft, die jede Einzelvernunft und insbesondere jede Seele geschaffen hat, während der Mond als Schöpfer des Leibes

betrachtet wird. Von der Sonne geht die Vernunft aus, indem sie von ihrem Lichte das Licht der Vernunft in die Körper ausstrahlt, während beim Tode die Seele zur Sonne zurückkehrt.

Dem eben besprochenen kosmischen Monotheismus, der sich aus der beherrschenden Stellung der Sonne in unserem Weltsystem erklärt, möchte ich den nationalen gegenüberstellen, der sich auf Grund der politischen Vorherrschaft Babels entwickelte. Als nämlich Babel unter Chammurapi die Hegemonie unter den verschiedenen bisher getrennten Stadtkönigttümern des Zweistromlandes erlangte, da gewann auch sein Hauptgott Marduk die Oberhoheit über die verschiedenen Stadtgötter. Aber man hatte das Bedürfnis, diesen Primat Marduks zu motivieren und das geschah dadurch, dass man ihn zum Schöpfer und Herrn der Welt machte. Das babylonische Welterschöpfungsepos *Enuma eliš* erzählt, wie Marduk in der Urzeit die finsternen Chaosmächte überwand und den Kosmos mit seiner festgefügtten Ordnung bildete. Man wusste, dass in der älteren Zeit andere Götter Marduk überragten, allein der Mythos sagt, keiner der älteren Götter sei imstande gewesen, über die finsternen Mächte Herr zu werden, bis sich der jugendliche Held Marduk bereit erklärte, den Kampf mit dem Chaosungeheuer *Tiāmat* aufzunehmen. Aber als Bedingung für die Befreiung der Götter fordert er, dass ihm die Weltherrschaft übertragen werde, die ihm in einer Götterversammlung auch feierlich zuerkannt wird. Er besiegt die Chaosmächte und stellt die Ordnung in der Welt her. Es werden nun die Eigenschaften der höchsten Götter auf ihn vereinigt, so dass diese eigentlich nur mehr als inhaltlose Formen hinter ihm stehen. Marduk ist es, der die Fülle der Gottheit in sich schliesst, er ist der „Gott der Götter“, der Universalgott. Er erhält die Namen Enlils und Eas, d. h. er absorbiert deren Wesen. Die Häufung der ursprünglich anderen Göttern zugehörigen Eigenschaften und Besonderheiten auf Marduk und die schrankenlose Ausdehnung

seines Machtbereichs musste aber schliesslich zu der Frage führen, wie denn Marduk zu den anderen grossen Göttern stehe. Wenn Marduk omnia solus ist, haben dann diese überhaupt noch eine Daseinsberechtigung? An eine Negierung der anderen Götter dachten die Babylonier nicht. Das hätten sie für einen Frevel gehalten. Man glaubte vielmehr, Marduk sei alles das in höherer Einheit, was jeder der einzelnen Götter für sich sei. Es ist uns eine das babylonische Denken in ganz eigenartiger Weise beleuchtende Tafel aus neubabylonischer Zeit erhalten, auf der Marduk verschiedenen Hauptgottheiten gleichgesetzt wird. Da heisst es in der ersten Zeile Marduk ist gleich dem Gott Uraš, insofern dieser der Gott der Pflanzung ist. Uraš ist speziell Pflanzengott, Marduk wird ebenfalls als Pflanzengott verehrt, also sind beide nach dieser Richtung hin identisch. In der zweiten Zeile derselben Tafel wird Marduk dem Gott Lugal-a-ki-a-ta (?) gleichgesetzt, insofern er wie dieser „Gott der Quellen“ ist. In der dritten Zeile heisst es, Ninib sei Marduk der Pflanzung, d. h. Marduk entspricht dem Ninib als Vegetationsgott. In ähnlicher Weise wird Marduk mit Nergal, Zamama, Enlil, Nebo, dem Mondgotte Sin, dem Sonnengotte Samaš, dem Wettergotte Adad und mit dem Gotte Tišpak identifiziert. Man hätte nun leicht folgern können: Wenn Marduk das alles allein ist, was die andern Götter einzeln sind, dann sind ja die anderen Götter nur verschiedene Seiten des Wesens des einen Marduk, sie haben demgemäss keine gesonderte Existenz, sondern wirken sich in dem Einen Gotte aus, der infolgedessen auch allein verehrt werden muss. Aber diese Schlussfolgerung, die vom Standpunkte des Monotheismus sich unmittelbar nahelegt und auch von modernen Gelehrten gezogen wurde, würde die Absicht des babylonischen Schreibers völlig verkennen. Dieser will die anderen Götter nicht als wertlos hinstellen oder gar leugnen, sondern er will die Wesensfülle Marduks nachweisen, der das alles zusammen ist und leistet, was die anderen Götter einzeln sind und können. Die anderen Götter traten so frei-

lich weit hinter Marduk zurück, ja sie mussten für den eifrigen Mardukverehrer zu inhaltlosen Schemen herabsinken, aber ihr Dasein wird nicht bestritten. Besondere Beachtung verdient es, dass die Tafel aus neubabylonischer Zeit ist und das Fazit einer langen Entwicklung zieht: Man hat Marduk im Laufe der Zeit so sehr über die anderen Götter erhoben und ihm deren Funktionen zugeeignet, dass diese Götter geradezu überflüssig geworden sind. Aber von einem wirklichen Monotheismus ist keine Rede; die Vorstellung, dass nur ein Gott Recht auf Verehrung habe, blieb den Babyloniern völlig fremd. Jedoch das muss man zugeben: es ist in der spätbabylonischen Zeit eine Art monotheistischer Atmosphäre vorhanden. Die uns erhaltenen Gebete des Königs des neubabylonischen oder chaldäischen Reiches Nebukadnezar (Nabuchodonossor) an Marduk klingen teilweise ganz monotheistisch, allein auch Nebukadnezar dachte nicht daran, das Dasein der anderen Götter zu leugnen, vielmehr hat er ihre Tempel herrlich ausgestattet. Hätte sich damals ein Mann erhoben und die Parole ausgegeben: Marduk allein und kein anderer Gott neben ihm, so wäre sein Wort wohl auf fruchtbaren Boden gefallen. Allein es fehlte der Anlass zu einem solchen Schritte. So begnügte man sich mit der überragenden Stellung Marduks, in der die Aspirationen Babels auf die Weltherrschaft selbst personifiziert waren.

Ähnlich wie Marduk in Babel wurde der assyrische Nationalgott Ašur an die Spitze des Pantheons gestellt und zum Herrn der Götter erhoben, als Assyrien den Vorrang unter den Staaten Vorderasiens errungen hatte. Da aber Ašur wesentlich Nationalgott war und sich nicht wie der Sonnengott Marduk in einer Naturerscheinung repräsentierte, so fehlte bei ihm die Grundlage für einen ähnlichen Synkretismus, wie wir ihn bei Marduk gefunden haben. Aber auch er usurpiert die Attribute absoluter Hoheit und Macht in einer Weise, dass man deutlich die Tendenz bemerkt, es solle das babylonische Gegenstück Marduk noch übertrumpft werden. Ašur hat sich selbst erschaffen d. h. er steht nicht im Verhältnis der Ab-

hängigkeit und Unterordnung zu irgend einem anderen Gotte, wie das die Sohnschaft in sich schliesst, sondern er steht als das höchste Prinzip unabhängig da. Er nimmt den Rang Anus und Enlils ein und ist der Vater und der Herr der übrigen Götter. Allein trotz der überschwenglichsten Lobpreisungen Ašurs kam es niemand in den Sinn, etwa den anderen Göttern das Existenzrecht abzusprechen, vielmehr dachte man, die Herrlichkeit Ašurs sei um so grösser, je mehr Götter unter ihm stünden. Auch die Götter der fremden Völker lässt man durchaus gelten; wenn andere Völker den Assyrern unterlagen, so glaubte man, Ašur habe deren Götter überwunden und man gesellte diese Götter dem Hofstaate Ašurs zur Mehrung seines Glanzes als Vasallen bei.

Neben diesen aus der nationalgeschichtlichen Entwicklung hervorgegangenen monotheistischen Bestrebungen finden wir noch besondere Einzelfälle, in denen ein Gott mit solchen Lobeserhebungen ausgezeichnet wird, dass der Anschein entsteht, jener Gott sei der einzige, der Geltung habe. So wird in einem sumerisch-babylonischen Hymnus aus Ur in Chaldäa, wo der Mondkult besonders gepflegt wurde und von wo nach der Angabe des Alten Testaments Abraham herstammte, der Mondgott Nannar in so überschwenglichen Ausdrücken als der allein erhabene Gott gepriesen, dass schon mehrfach behauptet wurde, der Verfasser sei Monotheist gewesen und hier sei der Nachweis gefunden, dass Abraham aus einer monotheistisch denkenden Umgebung hervorgegangen sei. Der Hymnus beginnt mit den Worten:

„Herr, Herrscher der Götter, der im Himmel und auf Erden allein erhaben ist.“

Es folgt dann in jeder Zeile ein Lobpreis und als regelmässiger Refrain: „Der im Himmel und auf Erden allein erhaben ist.“ Nannar, heisst es, sei der alles schaffende Gott, der das Leben in sich selbst trägt als „die Frucht, die aus sich selbst erzeugt wird, von voll entwickelter Gestalt, herrlich anzuschauen, an deren Fülle man sich sättigen kann.“ Er

ist „der alles gebärende Mutterleib, der bei den lebenden Wesen einen glänzenden Wohnsitz aufschlägt.“ Nannar hat das Land geschaffen und die Tempel gegründet; er ist der Vater der Götter und Menschen, er beruft zum Königtum und bestimmt die Geschicke. Schliesslich fragt der Dichter: „Welcher Gott käme Dir gleich?“ und er antwortet darauf nicht bloss „keiner“, sondern nimmt für Nannar ausschliessliche Erhabenheit im Himmel und auf Erden in Anspruch:

„Im Himmel, wer ist erhaben? Du, Du allein bist erhaben, Auf Erden, wer ist erhaben? Du, Du allein bist erhaben!“

Wenn das Wort des Nannar im Himmel erschallt, dann werfen sich die himmlischen Heerscharen auf ihr Antlitz nieder, wenn es auf Erden erschallt, dann küssen die Götter der unteren Welt den Boden. Sein Wort ist allmächtig und unergründlich. Nannar ist hier in einer kaum zu überbietenden Form als der allumfassende, allbelebende, allmächtige, allgütige, allweise Gott dargestellt und zwar ist er allein das alles, sodass ihm kein anderer Gott zur Seite gestellt werden kann. In neubabylonischer Zeit redet der König Nabonid den Mondgott Sin gelegentlich an: „Herr der Götter Himmels und der Erde, König der Götter, Götter der Götter, die den grossen Himmel bewohnen.“ Sin ist die „Götter der Götter“ d. h. das Pantheon über dem Pantheon. Wenn wir uns aber weiter fragen: Hat diese Erhebung Sins auch zu einer Zurückdrängung der anderen Götter geführt? so müssen wir antworten: nein. Es sind das Ergüsse der religiösen Begeisterung, die den Zweck haben, den Gott günstig zu stimmen, allein die anderen Götter bleiben trotz derselben unangetastet in ihrem vollen Rechte bestehen. Trotzdem sind diese Äusserungen sehr lehrreich, insofern wir darin den unwillkürlichen Ausdruck monotheistischer Stimmungen sehen dürfen.

Eine zweite sehr merkwürdige Kundgebung bezieht sich auf den sonst eine weniger hervorragende Stellung einnehmenden Gott Nebo und findet sich auf der Statueninschrift von Kelach. Dieser Gott wird hier mit einer solchen Fülle von Lobsprüchen

bedacht, dass sie kaum mehr überboten werden kann. Zum Schluss aber kommt die Aufforderung: „Wer künftig (leben wird, der soll beherzigen): Auf Nebo vertraue, auf einen anderen Gott vertraue nicht!“ Es wird hier direkt verlangt, nur auf Nebo, auf keinen anderen Gott zu vertrauen. Auch in dieser Inschrift wird das Dasein der anderen Götter nicht in Abrede gestellt, Nebo wird vielmehr in eben derselben „Sohn des Nudimmud“ und „Liebling Enlils“ genannt, aber der begeisterte Verehrer Nebos ist überzeugt, dass man der Hilfe der anderen Götter entraten kann, Nebo allein genügt. Er leistet alles. Diese Bevorzugung Nebos unter Adadnirari IV. ist wohl auf den Einfluss seiner Gemahlin Sammuramat, in der die berühmte Semiramis der Sage wiedererkannt wurde, zurückzuführen und lehrt uns, wie eine Dynastie für einen bestimmten Gott eine besondere Devotion hegen und dessen Kult in besonderer Weise fördern konnte. Dauernde Folgen haben sich aus der Verherrlichung Nebos durch Adadnirari nicht ergeben.

Wenn wir bei den anderen Völkern Vorderasiens Umschau halten, so fällt uns alsbald die nahe Verwandtschaft ihrer religiösen Vorstellungen mit denen der Babylonier und Assyrer und das Hervortreten ähnlicher Tendenzen auf. In einem an der Stätte der altkanaanäischen Königsstadt Ta'nach bei den Ausgrabungen E. Sellins gefundenen in Keilschrift geschriebenen Briefe wünscht der Absender Ahijami, dass „der Herr von Götter“ (bēl ilānu) des Adressaten Aširat-jašur Leben beschützen möge. Welcher Gott mit dem Ehrentitel „Götterherr“ gemeint ist, ist nicht angegeben, aber man sieht, dass auch in Kanaan die Vorstellung von einem das übrige Pantheon überragenden und beherrschenden Gotte vorhanden war. Der Ausdruck „Götterherr“ schliesst schon an sich die Überzeugung von einer Vielheit der Götter in sich, aber er enthält andererseits auch die Vorstellung von einer Zuspitzung des Pantheons in einer Hauptgottheit, die sich auch sonst im Westlande nachweisen lässt.

Eine ähnliche Stellung wie dem „Götterherrn“ kommt dem „Himmelsherrn“ zu, dessen Verehrung sich über die ganze nordsemitische Welt, über Syrien, Phönizien und Karthago bis nach Sardinien erstreckte und dem eine analoge Gottheit auch bei den Sabäern entspricht. Auch der „Himmelsherr“ steht als höchster Gott über den anderen Göttern. Auf der phönizischen Inschrift von Umm-el-āwāmīd aus dem zweiten Jahrhundert sowie auf punischen Inschriften des dritten und zweiten Jahrhunderts v. Chr. wird dieser Gott merkwürdigerweise allein genannt. Man hat darin wohl mit Recht einen monotheistischen Zug gefunden. Möglich, dass sich aus seiner Stellung als höchster Gott eine Art Monarchie desselben entwickelt hat. In Palmyra ist der „Himmelsherr“ im Laufe der Zeit zum Herrn des Universums geworden, der regelmässig den Beinamen „Herr der Welt“ oder „der Ewigkeit“ führt, womit die Bezeichnung „Herr des Alls“ wechselt. Aber es ist sehr zu beachten, dass sich in Palmyra starker jüdischer Einfluss geltend machte. Man hat die Meinung geäußert, der „Himmelsherr“ sei die ursprüngliche Einheit der Baale, indem man annimmt, der ursprünglich eine Herr der Welt habe sich mit der Entstehung der Vielheit der sozialen Gruppierungen in die zahlreichen einzelnen Lokalgottheiten zerlegt. Diese Ansicht würde besonders die Theorie stützen, dass die semitischen Völker ursprünglich nur einen Gott verehrt hätten, also Monotheisten gewesen seien, allein sie entspricht den geschichtlichen Tatsachen nicht. Aber das ist zuzugeben, dass sich mit dem Himmelsherrn von alters her die Vorstellung einer besonders hohen, unsichtbaren, über den konkreten Erscheinungen stehenden und diese beherrschenden Gottheit verband. Von dieser Gottesbezeichnung aus schlug man auch eine Brücke zwischen Judentum und Heidentum. Wie die Bücher Daniel und Esra sowie die Papyri von Elephantine beweisen, bezeichneten die Juden der Perserzeit ihren Gott den Heiden und besonders den Persern gegenüber als „den Gott des Himmels“ oder „den Herrn des Himmels“. So trat der israelitische Jahwe auch dem Verständnis der Heiden näher.

Der Polytheismus geht von der Anschauung aus, dass die Naturerscheinungen und die in ihnen wirksamen Kräfte die Erscheinungsformen der Götter seien. Aber diese Götter lassen sich vielfach nicht streng voneinander scheiden und fließen schliesslich zur Einheit zusammen. Die Natur ist nun die grosse alles umfassende und alles schaffende Gottheit. So hat sich in der späteren Zeit durch die Einflüsse der Philosophie, des Judentums und Christentums aus dem Polytheismus ein pantheistischer Monismus entwickelt. Die zahlreichen als persönliche Wesen gedachten Natur- und Weltkräfte fließen in die eine Natur- oder Weltseele zusammen. So wurde in der römischen Kaiserzeit der kleinasiatische Attis, der Gemahl der Magna Mater oder Kybele, dessen Kult ursprünglich sehr primitive, barbarische Vorstellungen zum Ausdruck brachte, als der Universalgott gefeiert und als „der Höchste“ bezeichnet, „der alle Dinge umfasst“. Er wurde als Pantheos mit Adonis, Bacchus, Pan, Osiris und Mithra identifiziert und galt als Manifestation aller himmlischen Kräfte. In derselben Weise absorbiert in Ägypten in der Ptolemäerzeit Isis eine Reihe anderer Gottheiten und stellt gleichfalls das deifizierte Universum, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dar. Bei Apulejus nennt sie sich „die Mutter der Naturdinge, Herrin aller Elemente, das erste Erzeugnis der Jahrhunderte, die höchste der Gottheiten, die Königin der Manen, die erste der Himmlischen, die einheitliche Darstellung der Götter und Göttinnen, die über die lichten Himmelshöhen, die heilsamen Lüfte des Meeres und die traurigen Schatten der Unterwelt mit ihrem Winke gebietet; deren einzige Gottheit unter vielförmiger Gestalt, mannigfaltigem Ritus und vielerlei Namen der ganze Erdball verehrt“. „Du bist allein alles“, una quae es omnia, wird sie auf einer Inschrift angeredet. Eine ebenso klare als tief sinnige Darstellung hat dieser monistischen Theologie der Grammatiker Maximus aus der numidischen Stadt Madaura gegeben, der in einem Briefe an Augustinus schreibt: „Wer

ist denn so unsinnig und so verrückt, dass er die absolute Gewissheit eines einzigen Gottes, ohne Anfang, ohne natürliche Nachkommenschaft, nämlich den grossen und herrlichen Vater leugnet? Seine durch die Welt zerstreuten Kräfte rufen wir unter vielen Namen an, weil wir eben seinen eigentlichen Namen nicht kennen; denn „Gott“ ist ein allen Religionen gemeinsamer Name. So geschieht es, dass, während wir gewissermassen die Glieder einzeln, stückweise, verschieden anrufen, offenbar das Ganze verehren“. Das ist die Philosophie des Pantheismus, der sich seines Zusammenhangs mit dem Polytheismus wohl bewusst ist, wenn er ihn auch überwunden hat.

Der israelitische Monotheismus stellt eine ganz eigene Erscheinung für sich dar. Die von den einen vor- und den anderen nachgesagte Meinung, er sei die Frucht der altorientalischen oder babylonischen Priesterspekulation, die, etwa wie der oben genannte Grammatiker Maximus, in den einzelnen Göttern nur Erscheinungsformen des einen absoluten Gottes gesehen hätte, überträgt die Gedanken einer späteren Periode in die alte Zeit und vergisst die geschichtlichen Bedingungen des israelitischen Monotheismus festzustellen.

Das besondere Merkmal des israelitischen Monotheismus liegt darin, dass Jahwe streng exklusiv ist und keine anderen Götter neben sich duldet. Und wenn wir fragen: Warum darf Israel nur einen Gott verehren? Worin lag der Grund der im Alten Testament mit so rücksichtsloser Strenge aufgestellten Forderung: Du sollst keine fremden Götter neben mir haben? Warum übt der Gott Israels nicht die gleiche Toleranz gegenüber anderen Göttern wie die Götter der anderen Völker Vorderasiens?, so lautet die Antwort des Alten Testaments zunächst nicht, weil es nur einen wahren Gott gibt, sondern der Gott Jahwe hat sich allein als der Gott Israels erwiesen und darf darum von Israel auch nur allein verehrt werden. Haben aber deswegen andere Götter nicht auch Existenzrecht? Andere Völker mögen andere Götter

verehren, Israel darf es nicht, Jahwe ist für Israel der einzige Gott.

Es ist aber merkwürdig, dass gerade bei dem Volke, das der Welt den Monotheismus überliefert hat, das gewöhnliche Wort für „Gott“ ein Plural ist. Wenn die Israeliten sagen wollten: Jahwe ist „Gott“, so sagten sie: Jahwe ist die „Götter“. Es ist aber durchaus verfehlt, daraus etwa auf ursprünglichen hebräischen Polytheismus zu schliessen. Jedoch ist der Name sehr bezeichnend. Es soll damit gesagt werden: Jahwe ist für Israel die Gesamtheit der Götter. In ihm sind die Götter zu einer höheren persönlichen Einheit zusammengefasst. Gerade diese Bezeichnung weist auf den Monotheismus Israels hin.

Aber wie kam man in Israel zur Forderung der Einheit Gottes? Nicht etwa durch philosophische Spekulation über das Verhältnis Gottes zur Welt, sondern die Einheit des Staatswesens erforderte die Einheit der Gottheit und des Kultes. Das mag im ersten Augenblick befremden, wird aber verständlich wenn wir bedenken, dass die von Moses aus Agypten geführten Stämme nicht eine Nation, sondern ein Konglomerat aus sehr verschiedenen Volkselementen waren. Der Name „Israel“ ist nicht Stammesname, sondern bezeichnet die Gemeinde der Jahwegläubigen, hat also wesentlich religiöse Bedeutung. Und welches war das diese Stämme fest zusammenschliessende Band? Das war der Gott Jahwe. Er ist der Fels, auf dem der Bau des israelitischen Staates ruht, er ist der Nationalgott, der Israel erst zur Nation machte. Der Bund am Sinai sollte nicht bloss die Stämme mit Jahwe verbinden, sondern er bezweckt vor allem auch die Vereinigung der Stämme unter sich zu einer staatlichen Einheit. Wer fremde Götter verehrt, der löst sich deshalb von dem die Stämme umschliessenden Bande, daher das strenge Verbot der Verehrung anderer Götter in Israel. Die Festigkeit und sieghafte Macht der Koalition der Stämme verlangte geradezu mit Notwendigkeit das erste Gebot des Dekalogs: Ich bin Jahwe, du sollst keine anderen Götter

neben mir haben.“ Jahwe führt die Kriege seines Volkes und ist so eng mit dem nationalen Gedanken verknüpft, dass im Deboraliede, einem der ältesten Dokumente der israelitischen Literatur, die Nichtteilnahme an den Kämpfen Israels bei der Eroberung des Landes Kanaan als ein Imstichelassen Jahwes gilt.

„Fluchet Meros! sprach der Engel Jahwes,
ja fluchet ihren Bewohnern,
weil sie Jahwe nicht zu Hilfe kamen,
Jahwe zu Hilfe unter den Helden“ (Richt. 5, 23).

Das nationale und das religiöse Interesse decken sich hier vollkommen. Unter Jahwe als König und Führer hat Israel die schweren Kämpfe bei seiner Einwanderung in Kanaan siegreich überstanden, gerade sie aber hatten auch gezeigt, wie notwendig für das Volk das treue Festhalten an dem Einigungspunkte Jahwe war. Sobald sich das Volk im Lande zerstreute und den verschiedenen im Lande bereits von altersher verehrten Gaugottheiten, den lokalen Baalen zuwandte, erkaltete die Begeisterung für Jahwe und damit zugleich das nationale Interesse des Volkes. Sobald aber nach der Sesshaftwerdung das Einheitsgefühl der israelitischen Stämme nachliess, war auch ihre Macht gebrochen und die einzelnen Gaue waren den Angriffen der benachbarten feindlichen Stämme preisgegeben. Das führte zu den schweren Heim-suchungen des Landes durch die Midianiter, Ammoniter und Philister, denen man keinen geschlossenen Widerstand entgegensetzen konnte.

Sehr nahe liegt der Gedanke, dass Moses die Anregung zu seinem Monotheismus von Ägypten her empfangen habe, wo ja, wie wir gesehen haben, Amenophis IV. einen solaren Monotheismus zu begründen versucht hatte. Die Zeit würde nicht gegen einen Zusammenhang sprechen. Denn wenn der Auszug der Israeliten etwa hundert Jahre nach Amenophis IV. stattfand, so war dessen religiöse Revolution sicher noch nicht in Vergessenheit geraten. Vielleicht hatten seine Ideen sogar

in den Priesterkreisen noch Anhänger. Durch diese könnte sie Moses, der nach der Bibel in aller Weisheit der Ägypter unterrichtet wurde, kennen gelernt haben. Es gibt angesehene Forscher, die es als sichere Erkenntnis betrachten, dass die Spekulationen Amenophis IV. im Stillen weitergewirkt und auch den Anstoss zur Durchführung des mosaischen Monotheismus gegeben haben.

Wenn wir jedoch den israelitischen Monotheismus in seinen besonderen Motiven und in seiner Eigenart klar erfasst haben, und das muss der Vergleichung vorausgehen, so erscheint eine Einwirkung auf seine Entstehung von Ägypten her als völlig ausgeschlossen. Wenn man sagt, seit der Zeit der monotheistischen Reform Amenophis IV. sei die Überzeugung, dass der Monotheismus doch „die Spur des Richtigen weise und den Keim bleibender Wahrheit in sich berge“ auch in Kanaan nicht mehr untergegangen (R. Kittel, Geschichte des Volkes Israel² I, 235), so muss man doch erwidern, dass jener Pharaos mit der Monotheisierung seines Pantheons lediglich politische Tendenzen verfolgte, nicht aber den Monotheismus an sich, etwa um seines höheren religiösen Wertes willen erstrebte. Amenophis IV. wollte einen einheitlichen, auch seinen Vasallenvölkern, denen die oft sehr eigentümlichen Formen der national-ägyptischen Religionsübung fremd waren, verständlichen Kult. Es handelte sich also für ihn um eine Akkommodierung der ägyptischen Reichsreligion an die veränderte politische Lage. An die Stelle der alten bunten Götterschar, wie sie im Laufe der Jahrtausende im Niltal entstanden war, setzte er einen möglichst farblosen internationalen Sonnenkult. Der Gott des Moses aber musste möglichst individuell und spezifisch national sein, um die zersplitterten Stämme Israels zu einer Einheit zu verbinden. Moses darf deshalb von vornherein nicht an den allgemein verbreiteten Sonnen- und Mondkult anknüpfen und er darf seinen Gott auch nicht von einem fremden Volke entlehnen. Seine Gründung tritt ganz unabhängig auf und knüpft an die

dem Moses vorliegenden politischen Verhältnisse an, ist aber nicht die Auswirkung einer schon länger vorhandenen monotheistischen Bewegung.

Ein Monotheismus in dem Sinne, dass überhaupt nur ein Gott existiert, war jener Zeit, die immer nur den Kult des einzelnen Volkes ins Auge fasste, nicht aber an den Weltengott dachte, völlig fremd. Auch der Monotheismus Israels war zunächst kein absoluter, sondern er war national. Als Nationalgott sorgt Jahwe für sein Volk und kämpft die Kämpfe seines Volkes. Für andere Völker sorgen deren Götter. Dieser Gedanke kommt z. B. im Buche der Richter 11, 2 sehr drastisch zum Ausdruck, wenn Jephta zum König der Moabiter sagt: „Nicht wahr, was dir dein Gott Kamos zum Besitz gibt, das nimmst du in Besitz, und alles, was Jahwe, unser Gott, uns zum Besitz gibt, das nehmen wir in Besitz.“ Dazu muss freilich bemerkt werden, dass der Bandenführer Jephta nicht gerade zu den grossen Theologen Israels gehörte, aber charakteristisch für die damals herrschenden Anschauungen ist seine Äusserung immerhin.

Jahwe unterscheidet sich aber von den Göttern Vorderasiens besonders durch seine scharf ausgeprägte Eigenart. Er ist in keiner Naturerscheinung repräsentiert und darf infolgedessen auch durch kein Bild dargestellt werden. Er ist erhaben über der Natur und darum bildlos. In Babel ist die ganze Natur vom göttlichen Leben durchdrungen, in allen Lebenserscheinungen manifestieren sich persönliche, göttliche Kräfte. Der Gott Israels aber wirkt sich in keiner Naturerscheinung aus, keine kann als seine sichtbare Darstellungsform gelten, er steht über der Natur und darum ist es auch unmöglich, ein seinem Wesen entsprechendes Bild zu machen. Hätte man ihn als Sonne, als Mond, als Löwen, als Stier, als Adler oder auch als Menschen abgebildet, so wäre er sofort aus seiner Höhe herabgezogen worden, und wenn das eine Naturwesen vergöttlicht wird, dann sind selbstverständlich auch andere Naturwesen göttlich und damit wäre man ohne weiteres

wieder zu einer Vielheit von Göttern gelangt. Die Naturvergötterung ist notwendig polytheistisch. Hätte man ein Bild von ihm gemacht, so hätte sich ein Teil der Stämme ein anderes gefertigt, bei der naiven Denkweise der Alten hätte aber jedes Bild als besondere Gottheit gegolten und damit wäre die Einheit der Gottheit zugleich aber auch die nationale Einheit zerstört gewesen. Ebenso hätte eine Mehrheit von Heiligtümern notwendig zu einer Mehrheit von Kulturen und Göttern geführt. Daher musste von Anfang an gefordert werden, dass nur ein rechtmässiges Heiligtum Jahwes errichtet werde. Es war eine ungeheuer schwierige und langwierige Aufgabe, die Gottheit ohne bestimmte körperliche Form zu erfassen und dem Volke verständlich zu machen. Dieses wollte die Gottheit sichtbar und greifbar in seiner Mitte haben, um ihres Schutzes sicher zu sein, aber man durfte den Gott Israels nicht im Bilde darstellen wie die Götter der anderen Völker. Das Alte Testament zeigt uns noch deutlich, wie schwer man mit diesem Problem gerungen hat. „Gott ist Geist“ ist rasch gesagt, aber die alten Hebräer verbanden mit dem Worte, das wir mit „Geist“ übersetzen, ganz andere Vorstellungen. Es dauerte sehr lange, bis der Begriff des Geistes herausgearbeitet war. Dem Herzen des Volkes standen bis in die Zeit des Exils trotz des Kampfes der Propheten die kanaänischen Landesgottheiten, die Baale, viel näher als der Nationalgott Jahwe. Die Baale bewirkten nach der Meinung des Volkes die Fruchtbarkeit des Feldes, der Weinberge, der Ölpflanzungen und des Viehes und darum glaubte der israelitische Bauer, sie durch Opfer und Feste günstig stimmen zu müssen. Wenn es nicht regnete, dann flehte er zum Himmelsbaal, dass er Regen senden möge. Man sagte dem Volke freilich, Jahwe sei der Herr des Landes und spende dessen Früchte, allein wenn man auch theoretisch Jahwe als den alleinigen Gott gelten liess, praktisch konnte sich das Volk von den Baalen nicht lösen. Noch nach der Zerstörung Jerusalems sagten die Weiber der nach Ägypten geflohenen Judäer zu dem

Propheten Jeremias, der sie zur Rückkehr zu Jahwe ermahnte: als wir der Himmelskönigin räucherten und Trankopfer spendeten, „da hatten wir Brot genug und befanden uns wohl und brauchten kein Unheil zu erleben; seitdem wir aufhörten, der Himmelskönigin zu räuchern und Trankopfer zu spenden, hatten wir Mangel an allem und wurden durch das Schwert und den Hunger aufgerieben.“ In froher Begeisterung für ihren Gott Jahwe hatten die israelitischen Nomaden einst das Land Kanaan erobert; im Lande selbst lockerte sich die festgeschlossene Einheit der Jahwegläubigen, weil die Bauern mehr Interesse für die Baale hatten. Gegenüber der polytheistischen Volksreligion kämpften die Propheten für den einen Nationalgott Jahwe und seine Rechte.

Was aber den israelitischen Monotheismus besonders auszeichnete und ihm schliesslich den Sieg verlieh, das ist die Betonung des sittlichen Momentes. Dieses gewinnt in der israelitischen Religion eine solche Bedeutung, dass man geradezu von einem sittlichen Monotheismus Israels spricht. Jahwe begnügt sich nicht mit Tempeln, Opfern und einer mehr oder minder glanzvollen Liturgie, sondern er stellt vor allem sittliche Forderungen. Auch die babylonischen Götter sind mit sittlichen Eigenschaften ausgestattet, ja sie sind für ihre Verehrer die Träger des sittlichen Ideals. Die geistig-sittlichen Eigenschaften der Götter erwachsen in Babel auf Grund ihrer Naturbestimmtheit. Der alles erleuchtende Sonnengott ist zugleich der Gott der Gerechtigkeit; seine Kinder heissen kettu und mēšaru, Recht und Geradheit. Der Gott der Wassertiefe, Ea, ist zugleich der Gott unergründlich tiefer Weisheit; Ištar, die Muttergöttin, ist die barmherzige Fürsprecherin. Während in der alten Zeit die Götter in höherem Grade als Naturmächte empfunden werden, lösen sie sich im Laufe der Zeit mehr von der Naturgebundenheit los und entwickeln sich zu freien Persönlichkeiten. Auch der babylonischen Religion ist ein tiefster sittlicher Zug eigen, allein primär sind die Götter doch Naturwesen, lebensschaffende

Kräfte, denen das sittliche Element nicht wesentlich, sondern mehr akzessorisch eignet.

Jahwe dagegen ist nicht in erster Linie Spender des Getreides und der anderen Naturgüter, sondern er ist zuerst Vertreter des Rechtes und der Gerechtigkeit, von oben verpflichtende Persönlichkeit, die sich nicht als Natur-, sondern als höhere Willensmacht kundgibt. Jahwe fordert darum auch von seinen Verehrern nicht Opfer, sondern Gerechtigkeit, die Erfüllung der Pflichten gegen Gott und gegen den Menschen. Im Dekalog sind die elementarsten sozialen Pflichten zusammengestellt, auf deren Grundlage Jahwe seinen Bund mit dem Volke schliesst. Diese Pflichten waren den Babyloniern ebenfalls sehr wohl bekannt; auch sie wussten, dass man die Eltern ehren müsse, dass man nicht morden, nicht ehebrechen, nicht stehlen, nicht falsches Zeugnis geben dürfe. Sie glaubten auch, dass die Verletzung dieser Pflichten die Strafe der Götter nach sich zieht, das Besondere in Israel liegt in der Art und Weise, wie diese Pflichten in den Mittelpunkt gestellt, in der Energie, mit der auf ihre Durchführung gedrungen wird. Wenn das Volk die sittlich-sozialen Pflichten vernachlässigt, so helfen alle Opfer und Feste zu Ehren Jahwes nichts. Insbesondere sind es die Propheten, die sich als Vertreter der streng sittlichen Jahwe-Religion erheben und die Wertlosigkeit der Opfer ohne die entsprechende Gesinnung und Handlungsweise aufs Nachdrücklichste betonen. Mit den schärfsten Worten eifern sie gegen die gewalttätige Unterdrückung und Ausbeutung der Armen und wirtschaftlich Schwachen von seiten der Reichen und Mächtigen. So ruft z. B. Jesajas, um das Gesagte nur durch ein Beispiel zu illustrieren, dem Volke zu:

„Was brauche ich eure vielen Schlachtopfer? spricht Jahwe,

Satt hab' ich die Brandopfer von Widdern und das Fett von Mastkälbern,

und das Blut von Farren und Lämmer und Böcke mag ich nicht.

Wenn ihr kommt, mein Antlitz zu schauen, wer verlangt denn von euch, dass ihr meine Vorhöfe zerstampft? Bringt nicht mehr leere Gaben dar, ein abscheuliches Opfer sind sie mir!

Neumond und Sabbat, Ausrufen von Festversammlungen, Frevel und Feiertage (zugleich), das ertrag' ich nicht. Eure Neumonde und Feste hasse ich, Sie sind mir zur Last, ich vermag's nicht länger zu tragen.“
(Jes. 1, 11—14).

Darauf fährt der Prophet fort:

„Auch wenn ihr noch soviel betet, so erhöre ich euch nicht,

Eure Hände sind voll Blut; waschet, reiniget euch!
Schafft eure Schlechtigkeiten aus meinen Augen fort,
Hört auf, Böses zu tun, lernt, Gutes tun.
Strebt nach dem Rechte, bringt den Gewalttätigen zurecht!
Schafft den Waisen ihr Recht, führt die Sache der Witwen!“
(Jes. 1, 15—17):

Diese Gedanken kehren mehrfach, zum Teil in schrofferer Form, bei anderen Propheten wieder. Jahwe ist Volksgott und als solcher ist er der sittliche Gott, dessen erste Forderung Liebe und Gerechtigkeit lautet. Von Anfang an liegt in Israel der Nachdruck auf den das Volkswesen fördernden Pflichten.

So wird auch der Übergang vom nationalen zum universalen Monotheismus verständlich. Sobald die Jahwe-Religion der sittlichen Handlungsweise den entscheidenden Wert beimass, ja diese als das allein Wertvolle betonte, hatte sie die nationalen Schranken grundsätzlich bereits durchbrochen. Jahwe verkörpert dann nicht mehr lediglich das nationale Interesse, sondern die Gerechtigkeit. Es gilt nun nicht mehr die nationalistische Moral, nach der sich an Jahwe verständig, wer sich gegen Israel wendet, sondern Jahwe selbst gibt sein Volk preis, wenn es die sittlichen Bedingungen des Bundes mit seinem Gotte nicht erfüllt. Dieser Gedanke ist in der israelitischen Religion

von Anfang an keimhaft vorhanden, aber der älteste Schriftprophet Amos hat ihn mit grösster Eindringlichkeit verkündet. Er spricht es klar aus, dass Israel bloss deshalb, weil es Jahwes Volk ist, einen besonderen Vorzug nicht genießt. Jahwe ist vielmehr völlig unabhängig Israel gegenüber und bestraft sein Volk wie die Heidenvölker, wenn es sich nicht durch sein sittliches Verhalten des besonderen Schutzes seines Gottes würdig erweist. Die Gottesidee des Propheten Amos ist so vollkommen vom Nationalismus losgelöst, dass er den Israeliten zuruft: „Seid ihr mir nicht wie die Kuschiten, ihr Israeliten? Habe ich nicht Israel aus Ägyptenland und die Philister aus Kapthor und die Aramäer aus Kir heraufgeführt?“ Das Ethische ist ihm und den anderen Propheten das Wesentliche und Entscheidende, während die Erwählung Israels zum Volke Jahwes nur mehr als zufälliger Begleitumstand gilt.

Dazu müssen wir beachten, dass Jahwe allein in Israel alles wirkt. Er bewirkt Regen und Hitze, Krieg und Frieden, Gesundheit und Krankheit, Glück und Unglück und zwar geht es dem Volke, wenn es das Gesetz seines Gottes beobachtet, gut, wenn es ihm untreu ist, geht es ihm schlecht. So befestigt sich die Überzeugung, das ethische Prinzip sei überhaupt ausschlaggebend für das Wohlergehen oder Nichtwohlergehen des Volkes.

Jahwe ist die absolute Norm und der strenge Hüter der sittlichen Weltordnung; in ihm ist das sittliche Gesetz zur Persönlichkeit erhoben. Er ist ein ganz einzigartiges Wesen, ja es bricht sich so die Überzeugung Bahn, dass er der einzige Gott überhaupt sei. Weil Jahwe so einzigartig ist, so kann ihm gegenüber ein anderer Gott gar nicht mehr in Betracht kommen, er allein ist Gott, nicht bloss der Gott Israels. Er ist die Gottheit im universalistischen Sinne. So erwächst aus dem nationalen der universale oder absolute Monotheismus, der die Existenz anderer Götter leugnet oder sie nur etwa als Dämonen gelten lässt.

Amos sah den Untergang seines Volkes vor Augen und das führte ihn zur Gewissheit, dass Jahwe von diesem und jedem anderen Volke unabhängig sei. Israel musste als Nation zertrümmert werden, damit sich die Erkenntnis von dem absoluten Wesen Jahwes durchringen konnte. Als Israel unter die Heidenvölker zerstreut wurde, sah es sich vor das Dilemma gestellt: Jahwe oder die Götter der Heiden. Letztere schienen über Jahwe zu triumphieren und sich als die mächtigeren erwiesen zu haben. Allein es siegt bei Israel doch die Überzeugung: Jahwe allein, aber nicht bloss für Israel, sondern überhaupt, die Götter der Heiden sind Nichtse. In Israel war eben alles auf den einen Jahwe gestellt und so konnte sich der Israelite schliesslich keinen anderen Gott als gleichberechtigt neben Jahwe denken. Darum löste sich jetzt die Frage, ob nicht etwa Jahwe neben den anderen Göttern bestehen könne, dahin, dass Jahwe allein Gott überhaupt sei. Jahwe ist der absolute Gott auf Grund seines unvergleichlichen, sittlichen Wesens.

Aber der Universalgott Jahwe steht doch auf nationaler Basis: Der Gott Israels ist der einzige wahre Gott, er ist der Herr des Himmels und der Erde. Die Propheten hofften auf eine Wiederherstellung ihres Volkes, wenn es in der Verbannung seine götzendienerischen Neigungen abgelegt habe und geläutert sei. Die Hauptstadt des von ihnen erwarteten neuen universellen Gottesreiches sollte Jerusalem sein. Selbst noch für das Judentum zur Zeit Christi und für das erste Christentum war der Gott Israels der wahre Gott, zu dessen Erkenntnis die Völker geführt werden sollten.

Die Mehrzahl der heutigen alttestamentlichen Forscher ist der Ansicht, dass sich der sittliche Monotheismus, wie er sich auf dem Höhepunkt der israelitischen Religion darstellt, aus dem Naturkult entwickelt habe. Jahwe sei ursprünglich ein Vulkan- oder Wettergott, eventuell auch ein Kriegsgott, gewesen, das sittliche Moment sei erst im Laufe einer langen Entwicklung dazugekommen und habe erst durch die Propheten

massgebende Bedeutung erlangt. Im Lichte der vergleichenden Religionsgeschichte lässt sich diese Auffassung nicht aufrecht erhalten. Jahwe unterscheidet sich von Anfang an durch seine besondere Art von den Göttern der übrigen Völker. Wäre er den Göttern der anderen Völker gleich gewesen, so hätte er sich auch nicht anders entwickelt wie diese. Fast regelmässig begeht man den Fehler, dass man die alttestamentliche Religion aus primitiven Volksanschauungen ableitet; aus diesen soll sie sich allmählich in unbewusstem Drange zu höherer Stufe entwickelt haben, um schliesslich durch die Propheten zum sittlichen Monotheismus umgestaltet zu werden und so auf ihren Höhepunkt zu gelangen. Vielmehr ist der wesentliche Grundzug der alttestamentlichen Religion von Anfang an vorhanden und diese findet ihre Erklärung nur als Stiftung einer grossen religiösen Persönlichkeit: Diese Persönlichkeit ist Moses. Auch ihn hat man in neuester Zeit aus der Geschichte streichen wollen, um ihn ganz der Sage zuzuweisen. Allerdings passt Moses nicht in die Geschichte der israelitischen Religion, wenn man diese aus den Elementen der Volksreligion, aus Fetischismus, Animismus, Totemismus u. dgl. ableitet. In Wirklichkeit entsteht die israelitische Religion inmitten einer hochentwickelten Kulturwelt und Moses ist in Wahrheit der genialste Religionsstifter des Altertums. Die Propheten haben den sittlichen Monotheismus nicht erst geschaffen, sondern sie haben das Erbe des Moses übernommen, es ausgestaltet und in hartem Kampfe gegen die Neigungen des Volkes geschützt. Das Volk war bis zum Exil der Naturreligion und dem Polytheismus zugetan und hat die Religion der Propheten auch nach dem Exil nicht vollkommen erfasst.

Das Volk Israel hat nicht eine hohe Kultur hervorgebracht wie die Babylonier, es besass nicht die Weisheit der Ägypter, nicht den Schönheitssinn der Griechen, ja man kann nicht einmal sagen, das Volk habe eine besonders tiefe religiöse Anlage an den Tag gelegt; es liegt ja beständig im Kampfe mit den Forderungen seines Gottes, aber gerade

durch seinen Gott ist es bedeutsam geworden in der Weltgeschichte.

Wo sich den Alten einst persönliche göttliche Mächte offenbarten, da sehen wir nur mechanische Kräfte. Die Sonne ist zwar wie einst das Lebenszentrum für unsere Erde, aber der Sol invictus ist längst für immer überwunden. Marduk von Babel ist trotz seiner Erhebung über alle Götter mit seinem Volke für immer untergegangen. Auch der Gott Israels hat als Nationalgott für uns keine Bedeutung mehr. Aber tot ist er nicht, sondern er lebt und wirkt. Denn selbst wenn wir von seiner Persönlichkeit als Offenbarungsgott absehen, so wird doch die ethische Macht, die sich in ihm kundgegeben hat, auch heute noch als das Höchste und wahrhaft Göttliche anerkannt. Die Naturwissenschaft hat der Natur ungeahnte Geheimnisse abgelauscht und die Naturkräfte dem Menschen in staunenswerter Weise unterworfen, aber eine neue Ethik an die Stelle der alten hat sie nicht zu setzen vermocht. Auch sie muss in der auf den Schultern des Alten Testaments stehenden christlichen Ethik, die insbesondere in der sozialen Gerechtigkeit und Liebe ihre Macht betätigt, eine unübertroffene Lebensnorm anerkennen. Gerade der moderne Staat betrachtet als oberstes Gesetz die soziale Gerechtigkeit und den sozialen Ausgleich und sucht so das, was der Gott Israels so nachdrücklich gebot, zur Durchführung zu bringen. Freilich an die Stelle des Gottesvolkes ist das persönliche Verhältnis des Einzelnen zur Gottheit getreten, aber die Aus- und Durchbildung der ethischen Persönlichkeit für den Dienst des Volksganzen ist und bleibt ein hohes Menschheitsideal, das auch der Wissenschaft Wert und Weihe verleiht.

Chronik.

Es obliegt mir noch die Aufgabe, die wichtigeren Ereignisse zu erwähnen, die sich seit dem letzten Stiftungsfeste an unserer Universität zugetragen haben.

I. Veränderungen im Lehrkörper. In der theologischen Fakultät ist der ordentliche Professor der Moral- und Pastoraltheologie und der Homiletik sowie der christlichen Sozialwissenschaft päpstlicher Hausprälat Dr. Franz Adam Göpfert am 18. April in Gries bei Bozen verstorben.

Göpfert wurde am 31. Januar 1849 zu Würzburg geboren, machte seine Studien in seiner Vaterstadt und in Aschaffenburg, war zunächst Kaplan in Kitzingen, wurde 1873 Subregens im bischöflichen Knabenseminar und war kurze Zeit Assistent am Klerikalseminar dahier. 1879 wurde er zum ausserordentlichen, 1884 zum ordentlichen Professor ernannt. Von 1882—1892 versah er das Amt eines Universitätspredigers.

Im fernen Süden suchte der so plötzlich aus dem Leben Gerufene Erholung und Stärkung für das neue Semester, aber seine schon seit dem Jahre 1904 infolge einer schweren Krankheit gebrochene Lebenskraft war aufgezehrt. Ein Herzschlag setzte seinem Leben ein Ende. Bis zu seinem Tode hat Göpfert sein Lehramt treu verwaltet und 67 Semester mit nie erlahmendem Eifer und vorbildlicher Berufsfreudigkeit an der hiesigen Universität gewirkt. Die von ihm vertretenen

Fächer stellen schon dem Umfange nach Anforderungen, denen die Kraft eines Einzelnen kaum gewachsen ist. Zudem ist das Amt des Moral- und Pastoralprofessors besonders verantwortungsvoll, weil ihm die unmittelbare Anleitung der Priesterkandidaten für die Ausübung des seelsorgerlichen Berufs obliegt. Es genügt für ihn nicht, bloss Gelehrter zu sein, er bedarf auch reicher praktischer Erfahrung. Göpfert betätigte sich daher eifrig in den verschiedenen Zweigen der Seelsorge und gab den jungen Theologen klare und bestimmte Normen für ihre künftige Berufstätigkeit an die Hand. Er hielt sich streng an die herkömmliche Schultradition und liess sich nicht gern auf neue Theorien und Hypothesen ein, weil er fürchtete, dass solche die jungen Geistlichen leicht verwirren und zu folgenschweren Missgriffen verleiten könnten.

Göpferts Hauptwerk bildet seine „Moraltheologie“ in drei Bänden; es erlebte von 1897 bis 1909 sechs Auflagen, ein Beweis, wie sehr es als brauchbarer Wegweiser für den Seelsorger geschätzt wird.

Zahlreiche dankbare Schüler betrauern den Hingang ihres Lehrers, dessen Vortrag ausgezeichnet war durch Klarheit und warme Begeisterung für den priesterlichen Beruf. Auch die Alma Julia wird dem Manne, der so lange und so treu sein schweres Amt verwaltet hat, stets ein ehrenvolles Gedenken bewahren.

Der Privatdozent Dr. Franz Joseph Dölger wurde auf sein Ansuchen wegen Annahme eines ehrenvollen Rufes als ausserordentlicher Professor für allgemeine und vergleichende Religionswissenschaft an die Universität Münster seiner Funktion an der hiesigen Universität enthoben.

In der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät ist der ordentliche Professor des deutschen bürgerlichen Rechts und des römischen Zivilrechts K. Geheimer Rat Dr. Hugo Ritter von Burckhard vom Sommersemester 1913 an von seiner Lehrtätigkeit zurückgetreten; als sein Nachfolger wurde der ordentliche Professor an der Universität Erlangen Dr. Julius Binder berufen.

Dem mit Titel und Rang eines ausserordentlichen Professors ausgestatteten Privatdozenten Dr. August Schoetensack, der einem ehrenvollen Rufe als ordentlicher Professor des Strafrechts, Strafprozessrechts und des internationalen Rechts an die Universität Basel folgte, wurde die erbetene Enthebung von seiner Funktion bewilligt.

Die medizinische Fakultät hat zwei Mitglieder verloren. Der ordentliche Professor der Augenheilkunde K. Geheimer Hofrat Dr. Karl Ritter von Hess wurde als Nachfolger des verlebten K. Geheimen Hofrates Dr. Eversbusch mit dem 1. November 1912 an die Universität München versetzt, während dem ordentlichen Professor der allgemeinen Pathologie und pathologischen Anatomie Dr. Richard Kretz vom 1. April 1913 an die aus Familienrücksichten erbetene Enthebung von seiner Stelle unter Anerkennung seiner vorzüglichen Dienstleistung bewilligt wurde.

Als Nachfolger des Professors Dr. Kretz wurde der ordentliche Professor an der Universität Marburg Dr. Martin Benno Schmidt berufen; die erledigte Professur für Augenheilkunde wurde in etatsmässiger Weise dem bisherigen I. Assistenten der hiesigen Universitätsaugenklinik ausserordentlichem Professor Dr. Karl Wessely unter Ernennung zum ordentlichen Professor übertragen.

Den Privatdozenten Dr. Dankwart Ackermann, Dr. Hermann Lüdke, Dr. Konrad Helly, Dr. Eugen Fischer und Dr. Wilhelm Lubosch — den beiden letzteren gleichzeitig mit ihrer Übernahme als Privatdozenten an die hiesige Universität — wurde der Titel und Rang eines ausserordentlichen Professors verliehen.

Habilitiert haben sich der I. Assistent am pharmakologischen Institut Dr. Ferdinand Flury für das Fach der Pharmakologie, der II. Universitätsassistent an der chirurgischen Klinik Dr. Johannes Ernst Schmidt für das Fach der Chirurgie, der I. Assistent der Universitäts-Augenklinik Dr. Johannes Köllner für das Fach der Augenheil-

kunde und der III. juliusspitalische Assistent an der medizinischen Klinik Dr. Ludwig Jacob für das Fach der inneren Medizin.

Dem ausserordentlichen Professor Dr. Wilhelm Weygandt wurde Urlaubsverlängerung bis 1. August 1914 bewilligt.

Ihrer Funktionen auf ihr Ansuchen enthoben wurden der mit Titel und Rang eines ausserordentlichen Professors ausgestattete Privatdozent Dr. Eugen Fischer und der Privatdozent Dr. Karl Mayr.

In der philosophischen Fakultät wurde der ordentliche Professor der klassischen Philologie K. Geheimer Rat Dr. Martin Ritter von Schanz vom Wintersemester 1912/13 an seinem Ansuchen entsprechend von der Verpflichtung zur Abhaltung von Vorlesungen befreit.

Der ordentliche Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie K. Geheimer Hofrat Dr. Theodor Boveri hat einen sehr ehrenvollen Ruf als Direktor des aus Mitteln der Kaiser Wilhelm-Stiftung zur Förderung der Wissenschaften in Berlin zu gründenden Kaiser Wilhelm-Instituts für Biologie erhalten; der K. Staatsregierung ist es jedoch erfreulicherweise gelungen, ihn zur Ablehnung dieses Rufes zu bestimmen.

Habilitiert hat sich der II. Assistent des physikalischen Instituts Dr. Hans Rau für das Fach der Physik.

Dem ausserordentlichen Professor Dr. Fritz Reitzenstein wurde Urlaubsverlängerung bis zum Schlusse des Studienjahres 1912/13 bewilligt; beurlaubt wurden zu Erholungszwecken der ausserordentliche Professor Dr. Matthias Cantor für das Wintersemester 1912/13, zu Studienzwecken der Privatdozent Dr. Boris Zarnik für das Wintersemester 1912/13 und der Privatdozent Dr. Fritz Baltzer für das Sommersemester 1913.

II. Veränderungen im Beamtenkörper. Der mit dem Titel eines K. Obersekretärs ausgestattete Sekretär des K. Universitäts-Verwaltungsausschusses Ernst Scherer wurde auf sein Ansuchen wegen Übernahme der Stelle des Vorstandes

des Einwohneramts der Stadt München seiner Stellung ent-
hoben; zu seinem Nachfolger wurde der bisherige Rechts-
anwalt am K. Amtsgerichte Weilheim Dr. Hans Zawesky
in etatsmässiger Weise ernannt.

An der K. Universitätsbibliothek wurde Kustos Dr.
Johann Georg Leimeister auf sein Ansuchen vom
1. Mai an in gleicher Diensteseigenschaft an die K. Hof-
und Staatsbibliothek in etatsmässiger Weise versetzt und
Kustos Dr. Franz Albert vom 1. November 1912 an auf
sein Ansuchen wegen nachgewiesener Dienstunfähigkeit auf
die Dauer eines Jahres in den Ruhestand versetzt; zu Kustoden
wurden in etatsmässiger Weise ernannt der geprüfte Bibliothek-
praktikant Dr. Franz Mayerhoefer in Würzburg vom
1. Januar 1913 an und der geprüfte Bibliothekpraktikant
an der Hof- und Staatsbibliothek Dr. Max Stoiss vom 1. Mai
an. Der Hausmeister Georg Martin wurde vom 16. März
1913 an auf sein Ansuchen wegen nachgewiesener Dienst-
unfähigkeit unter Anerkennung seiner Dienstleistung in den
dauernden Ruhestand versetzt.

III. Allerhöchste Auszeichnungen wurden verliehen:
der Titel und Rang eines K. Geheimen Hofrates den ordent-
lichen Professoren Dr. Julius Jolly und Dr. Christian
Meurer; der Titel eines K. Hofrates dem ausserordentlichen
Professor Dr. Andreas Michel; der Verdienstorden vom
hl. Michael III. Klasse den ordentlichen Professoren Prälaten
Dr. Franz Adam Göpfert und Dr. Remigius Stölzle;
der Verdienstorden vom hl. Michael IV. Klasse mit der Krone
den ordentlichen Professoren Dr. Sebastian Merkle, Dr.
Johannes Hehn, Dr. Robert Piloty und Dr. Konrad
Rieger; das Luitpoldkreuz dem ordentlichen Professor K. Ge-
heimen Hofrat Dr. Julius Jolly; das Verdienstkreuz für
freiwillige Krankenpflege dem ordentlichen Professor K. Ge-
heimen Rat Dr. Friedrich Prym.

Weiter wurde verliehen: die silberne Medaille des Ver-
dienstordens vom hl. Michael dem Hausmeister am zoologischen

Institut Bernhard Engelbrecht und dem Universitätswald-
aufseher in Maria-Burghausen Michael Stengel; das Luit-
poldkreuz dem Hausmeister an der K. Universitätsbibliothek
Georg Martin.

Aus Anlass des Rücktrittes vom Lehramt wurde dem
ordentlichen Professor K. Geheimen Rat Dr. Hugo Ritter
von Burckhard der Stern zum Verdienstorden vom hl. Michael
II. Klasse und dem ordentlichen Professor K. Geheimen Hof-
rat Dr. Martin Ritter von Schanz der Titel und Rang
eines K. Geheimen Rates — beiden in Anerkennung ihrer
vorzüglichen Dienstleistung — verliehen.

Der ordentliche Professor Dr. Anton Chroust wurde
von Weiland Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzregenten
Luitpold durch die Verleihung Allerhöchstseines Porträts mit
Rahmen und eigenhändiger Unterschrift ausgezeichnet.

Von Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser, König von
Preussen, wurde dem ordentlichen Professor K. Geheimen Rat
Exzellenz Dr. Wilhelm Olivier von Leube der K. Preussische
Rote Adlerorden II. Klasse mit dem Stern und dem Privat-
dozenten Dr. Johannes Köllner der K. Preussische Kronen-
orden IV. Klasse verliehen.

Ernannt wurden: der ordentliche Professor K. Geheimer
Rat Dr. Friedrich Prym zum Mitglied der Moskauer Mathe-
matischen Gesellschaft und zum Ehrenmitglied der Physikalisch-
medizinischen Gesellschaft zu Erlangen, der ordentliche Professor
Dr. Ernst Mayer zum Ehrenmitglied der Akademie von Padua,
der ordentliche Professor K. Geheimer Hofrat Dr. Theodor
Boveri zum auswärtigen Mitglied der National Academy in
Washington und der ordentliche Professor Dr. Karl Bern-
hard Lehmann zum Beirat der ständigen Ausstellung für
Arbeiterwohlfahrt in Charlottenburg.

Der ordentliche Professor K. Geheimer Hofrat Dr. Wil-
helm Wien hat in den Osterferien auf Einladung der Columbia-
Universität in New-York Vorlesungen über neuere Probleme
der theoretischen Physik gehalten.

Ihren 70. Geburtstag feierten am 12. Juni 1912 der ordentliche Professor K. Geheimer Rat Dr. Martin von Schanz, am 14. September 1912 der ordentliche Professor K. Geheimer Rat Exzellenz Dr. Wilhelm Olivier von Leube und am 17. September 1912 der ausserordentliche Professor K. Hofrat Dr. Friedrich Helfreich; vom akademischen Senat und von den beteiligten Fakultäten wurden den Genannten die herzlichsten Glückwünsche dargebracht. Der ordentliche Professor K. Geheimer Rat Dr. Friedrich Prym beging am 21. Februar 1913 das Fest des goldenen Doktorjubiläums; auch ihm wurden durch Deputationen die herzlichsten Glückwünsche des akademischen Senates und der philosophischen Fakultät ausgesprochen, wobei die Senatsdeputation die neugeschaffene Universitäts-Ehrenmünze in Gold überreichte.

Die gleiche Ehrenmünze wurde Herrn Dr. Joseph Schneider, Augenarzt in Milwaukee, der im vorigen Jahre mit einem Kapitale von 100000 Mk. die hochherzige Stiftung zur unentgeltlichen Behandlung und Verpflegung dürftiger weiblicher Augenkranker in der hiesigen Universitäts-Augenklinik errichtet hat, als äusseres Zeichen des wärmsten Dankes und der Anerkennung seines Wohltätigkeitssinnes verliehen.

IV. Von baulichen Vorkommnissen sind zu erwähnen:

Das in den Jahren 1911 und 1912 mit einem Kostenaufwand von etwa 500000 Mk. erbaute neue zahnärztliche Institut an der Pleichertorstrasse wurde am 29. Juni 1912 feierlich eröffnet.

Der kleine Neubau der an das hygienische Institut angegliederten bakteriologischen Untersuchungsanstalt ist vollendet worden.

Am Luitpoldspital sind ausser dem durch das Neubaubureau schon bezogenen Verwaltungsgebäude die beiden Hauptkliniken, das medizinische und das chirurgische Klinikum, nebst den zugehörigen Krankenstationen in Arbeit. Diese

grösste Baugruppe der Anlage ist jetzt im Rohbau bis zum Hochparterre emporgediehen.

In beiden Landgütern der Universität mussten neuerdings die Räume für verheiratetes Dienstpersonal und für Saisonarbeiter erweitert werden.

Die Lese- und Verwaltungsräume der K. Universitätsbibliothek wurden während der Osterferien renoviert und erweitert. Im allgemeinen Lesezimmer gelangte eine Handbibliothek zur Aufstellung, deren Bücher den Benützern frei zugänglich sind. Den Dozenten sind zwei besondere Lesezimmer vorbehalten; in dem einen liegen die neuesten Hefte aller von der Bibliothek gehaltenen Zeitschriften auf.

V. Im Kunstgeschichtlichen Museum wurde vorwiegend an der Ausgestaltung der Bibliothek und der Photographiensammlung weitergearbeitet, woneben die Originalsammlungen nur durch Erwerbung einiger unteritalischer Tongefässe sowie moderner Radierungen (Leibl, Leistikow, Stauffer-Bern) vermehrt werden konnten. Zur Ausgestaltung des neuen Fränkischen Luitpoldmuseums wurde dadurch beigetragen, dass die kunstgewerbliche Abteilung sowie die prähistorischen Altertümer fränkischen Fundortes dem Luitpoldmuseum als Leihgabe überlassen wurden. Das Universitätsmuseum erhielt dafür im Austausch einige Ölgemälde und eine aus dem Besitz des bayerischen Legationssekretärs Alexander von Siebold stammende kleine Sammlung ostasiatischer Gegenstände. Die Gemälde sind bereits in die Galerie eingereiht, während die Sammlung Siebolds in einem besonderen Kabinett Aufstellung finden wird.

VI. Erfreulicherweise ist der Universität auch in diesem Jahre eine Reihe von Geschenken zugewendet worden. Besonders gilt dies vom Kunstgeschichtlichen Museum. Hier ist wieder in vorderster Linie Herr Dr. h. c. Franz Leinecker in München zu nennen, der mit unvermindertem Eifer seine Arbeit für die Ergänzung der Bibliothek und des Graphischen Kabinetts fortgesetzt hat. Herr Professor Dr. Friedrich

Wilhelm Freiherr von Bissing in München schenkte neben einigen Gegenständen der Kleinkunst eine lehrreiche Serie ägyptischer Kalksteinreliefs aus seinen Ausgrabungen bei Abusir. Bücher und Abbildungen von zum Teil hohem Werte schenkten die Herren Geheimer Rat Professor Dr. Karl Theodor von Heigel, Exzellenz (München), Kommerzienrat Wilhelm Ludowici (München), Dr. Karl Giehlow (Wien), Professor Dr. Paul Wolters (München), ferner das Kaiserliche Archäologische Institut in Berlin, die Archäologische Gesellschaft in Berlin, die Bibliothèque d'art et d'archéologie des Herrn J. Doucet in Paris. Der neueren Abteilung des Archäologisch-Kunstgeschichtlichen Instituts überwies Herr Professor Dr. Fritz Knapp eine grössere Anzahl Photographien.

Auch die K. Universitätsbibliothek erhielt in diesem Jahre wieder eine grosse Zahl zum Teil recht kostbarer Werke zum Geschenk. Von ganz besonders hohem Werte darunter ist das Prachtwerk: „Kaiser Maximilians I. Gebetbuch. Mit Zeichnungen von Albrecht Dürer und anderen Künstlern. Faksimiledruck... herausgegeben von K. Giehlow, 1907“, dessen Überweisung durch die K. Hof- und Staatsbibliothek wir der Güte des Herausgebers verdanken. Von Mitgliedern des Lehrkörpers haben sich der ordentliche Professor Dr. Sebastian Merkle und der ausserordentliche Professor Dr. Georg Burckhard durch freundliche Zuwendung von Gaben verdient gemacht.

Dem Rektorate schenkte der ausserordentliche Professor Dr. Otto Seifert als Grundstock für einen Lesesaal für Studierende eine Anzahl medizinisch-wissenschaftlicher Abhandlungen.

Der um unsere Korporation hochverdiente K. Geheime Rat Professor Dr. Friedrich Prym und dessen Schwieger- sohn Herr Direktor Wilhelm Schmitt in Aschaffenburg haben der Dr. Friedrich Prym-Stiftung zur Bestreitung der laufenden Stiftungsausgaben je den Betrag von 500 Mk.

überwiesen; der K. Universitäts-Verwaltungsausschuss hat durch ein Schreiben den Dank der Universität ausgesprochen.

Der im vorigen Jahre von dem Augenarzte Herrn Dr. Joseph Schneider in Milwaukee mit einem Kapitale von 100000 Mk. errichteten Dr. Joseph Schneider Anna und Franziska-Stiftung hat der Herr Stifter in hochherziger Weise einen weiteren Betrag von 10000 Mk. zugewiesen.

Auch an dieser Stelle sei allen Gebern, den genannten wie ungenannten, für ihre Zuwendungen der wärmste Dank der Universität zum Ausdruck gebracht.

VII. Die Frequenz unserer Universität betrug im Sommersemester 1912: 1447 Studierende, darunter 15 Damen, im Wintersemester 1912/13: 1455 Studierende, darunter 16 Damen. Dazu kommen noch im ersteren Semester 37 Hörer und 28 Hörerinnen, im letzteren Semester 46 Hörer und 47 Hörerinnen.

VIII. Promotionen fanden in beiden Semestern statt:

in der theologischen Fakultät	2,
in der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät	103,
in der medizinischen Fakultät	57,
in der philosophischen Fakultät	33.

IX. Die Professoren-Reliktenkasse hat von der rechts- und staatswissenschaftlichen, der medizinischen und philosophischen Fakultät schenkungsweise je den Betrag von 200 Mark erhalten.

Ausserdem hat K. Geheimer Rat Dr. Friedrich Prym der Kasse den Betrag von 203 Mark zugewiesen.

Für diese Zuwendungen sei auch an dieser Stelle der wärmste Dank hiermit zum Ausdruck gebracht.

X. Die für 1912/13 gestellten Preisfragen hatten folgendes Ergebnis:

Das von der theologischen Fakultät gestellte Thema „Das privilegium fori des Klerus soll historisch-dogmatisch dargestellt werden“ hat eine rechtzeitig eingelieferte Bearbeitung gefunden, deren Kennwort lautet „Nunquam retrorsum“. Die Fakultät urteilt hierüber:

Der Verfasser hat fast nur sekundäre Quellen und diese in nicht grosser Zahl, kritiklos benützt. Die an wissenschaftliche Arbeiten zu stellenden Anforderungen sind ihm offenbar nicht bekannt. Trotz Anerkennung des aufgewandten Fleisses und eines gewissen Geschickes in der Darbietung der Lese-früchte muss deshalb die Arbeit von der Preisbewerbung ausscheiden.

Die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät hatte die Preisaufgabe gestellt: „Die gemeindlichen Steuersysteme in Deutschland“. Es sind rechtzeitig zwei Bearbeitungen vorgelegt worden, die von der Fakultät, wie folgt beurteilt werden:

Die eine Arbeit trägt als Motto: „Aller steuerrechtlichen Unzufriedenheiten Ur- und Hauptgrund sind die Gemeindesteuern“. Der Verfasser dieser Arbeit hat mit grossem Fleiss das umfangreiche Gesetzesmaterial vollständig herangezogen und die wesentlichen Punkte in seiner Darstellung herausgehoben; er hat auch den Versuch gemacht, die gemeindlichen Steuersysteme unter bestimmte Typen zu bringen und kritisch zu beleuchten. Dagegen wurde der statistischen Seite des Problems nicht die erforderliche Rechnung getragen. Konnte die Fakultät in Anbetracht dieser Lücke auch nicht den vollen Preis der Arbeit erteilen, so glaubt sie doch der achtungswerten Leistung die öffentliche Anerkennung aussprechen und dem Verfasser das Recht der kostenfreien Promotion gewähren zu sollen.

Verfasser ist: stud. jur. Bruno Birnbaum aus Berlin.

Die andere Arbeit mit dem Motto: „Les finances sont comme les nerfs dans le corps humain, qui font mouvoir tous les membres (Friedrich der Grosse)“ steht hinter der genannten zurück. Sie ist zu wenig vom prinzipiellen Gesichtspunkte durchdrungen, auch nicht frei von Ungenauigkeiten, sie berücksichtigt nicht alle deutschen Staaten und übersieht manche wichtige literarische Erscheinungen. Immerhin zeugt sie ebenfalls von Fleiss und Verständnis, weshalb die Fakultät beschlossen hat, ihr ein öffentliches Lob zuzuerkennen.

Verfasser ist: stud. jur. Emil Brücher aus Hagen i. W.

In der medizinischen Fakultät lautete das Thema: „Kritik der Virchowschen Lehre vom Ikterus“.

Es sind rechtzeitig zwei Bearbeitungen eingelaufen: Die eine mit dem Kennwort: „Es gibt nur einen Weg des Forschens, und das ist der der Beobachtung, der Zerlegung, der Analyse (Rudolf Virchow)“, die andere mit dem Kennwort: „Das naturwissenschaftliche Denken hat seine Grenze und reicht nicht aus, das Weltganze zu erklären (Rud. Virchow)“.

Die Fakultät gibt über diese Bearbeitungen folgendes Urteil ab:

Da beide den gestellten Bedingungen voll entsprechende Bearbeitungen darstellen, beschliesst die Fakultät, beide Arbeiten als des vollen Preises würdig zu bezeichnen und beiden Autoren den vollen Preis zuzuerkennen.

Verfasser der ersten Bearbeitung ist: cand. med. Oskar Dzialowski aus Kempen (Posen),

der zweiten Bearbeitung: cand. med. Samuel Eschwege aus Thüringen.

Die philosophisch-historische Sektion der philosophischen Fakultät hatte die Aufgabe gestellt: „Die Hassberge. Ein Beitrag zur Geographie Frankens. (Hauptzüge der Landesnatur, die Bevölkerung und die Kulturverhältnisse)“.

Mit dem Kennwort: „Ohne Kritik kein Fortschritt; ohne Bruch mit dem Alten vorwärts zum Neuen“ ist rechtzeitig eine Bearbeitung eingelaufen, über welche die Fakultät urteilt:

Die Arbeit behandelt ein im ganzen noch wenig geographisch durchforschtes Gebiet Frankens von gegen 700 qkm Flächenraum, bewohnt von etwa 36 000 Seelen. Auf Grund eigener Beobachtungen sowie unter sorgfältiger Heranziehung der gedruckten Quellen und eines umfangreichen ungedruckten statistischen Materials, welches vom Verfasser einer mühevollen geographischen Umarbeitung unterworfen werden musste, werden die Grenzen festgestellt, sodann die natürlichen Untergruppen in geologischer und orohydrographischer Hinsicht

gut beschrieben, und die Bevölkerungs- und Wirtschaftsverhältnisse der Hassberge näher beleuchtet und durch das in der Beilage enthaltene reichhaltige Tabellenmaterial klargestellt. Die mit Lust und Liebe ergriffene und mit grossem Fleisse durchgeführte Arbeit bietet in sachlicher wie in methodischer Hinsicht wertvolle Ergebnisse und ist als ein wichtiger Beitrag zur wissenschaftlichen Landeskunde Bayerns anzusehen. Die Fakultät erkennt ihr daher den vollen Preis zu.

Verfasser ist: cand. germ. Leo Weismantel aus Obersinn.

Das von der naturwissenschaftlich-mathematischen Sektion der philosophischen Fakultät gestellte Thema hat eine Bearbeitung nicht gefunden.

Für das Jahr 1913/14 werden folgende Preisaufgaben gestellt:

Von der theologischen Fakultät:

„Die Voraussetzungen von Arthur Drews in seinen Angriffen auf die Geschichtlichkeit Jesu“.

Von der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät:

„Recht und Praxis der Gesetzgebungsinitiative in Deutschland“.

Von der medizinischen Fakultät:

„Es sollen klinische oder experimentelle Beobachtungen beigebracht werden zur Kritik der modernen Theorie von der Bedeutung des Nervensystems für die Entstehung des Magengeschwürs“.

Von der philosophischen Fakultät:

1. Von der philosophisch-historischen Sektion:

„Der schematische Charakter der Schlachtschilderungen in der antiken historischen Literatur soll, mit vornehmlicher Berücksichtigung der bei Diodor erhaltenen Überlieferung, untersucht werden. Die für die historische Quellenkritik sich ergebenden Folgerungen sind besonders in das Auge zu fassen“.

2. Von der naturwissenschaftlich-mathematischen Sektion:

„Theorie der Beugung an einem Spalt auf Grund einer Entwicklung nach Funktionen des hyperbolischen Zylinders“.

Die Frist zur Einreichung der Konkurrenzarbeiten bei den Dekanaten der theologischen, rechts- und staatswissenschaftlichen und medizinischen Fakultät läuft mit dem 20. Februar 1914, bei dem Dekanat der philosophischen Fakultät mit dem 20. Februar 1915 ab. Zur Preisbewerbung sind nur solche Kandidaten zugelassen, die während der Bewerbungsfrist wenigstens ein Semester an der hiesigen Universität als Studierende immatrikuliert waren.

Hohe Festversammlung!

Noch durchzitterte das bayerische Volk der Schmerz um den jähen Hingang Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Gabriele, da kündete der eherne Mund der Trauerlocken neues bitteres Weh, das Bayerns erhabenes Königliches Haus und das ganze bayerische Volk betroffen: Seine Königliche Hoheit Prinz Luitpold, Bayerns vielgeliebter Regent, dessen neunzigstes Geburtsfest wir vor zwei Jahren jubelnd begangen, der mehr als ein Vierteljahrhundert das Staatsruder mit starker Hand und klarem Blicke gelenkt, hat am 12. Dezember 1912 die Augen zum ewigen Schläfe geschlossen.

Schmerzgebeugt stand das in inniger Liebe mit seinem Königshaus verbundene Bayernvolk an der Bahre seines Herrschers, der ihm während Seiner langen glücklichen Regierung ein leuchtendes Beispiel strengster Pflichttreue war, der mit unbeugsamem Gerechtigkeitssinn Seine hohe und schwere Regentenaufgabe erfüllte und die vertrauensvollste Liebe Seines Volkes besass.

Besonders wehmütvoll empfand unsere Hochschule das Hinscheiden Seiner Königlichen Hoheit des Prinz-Regenten

Luitpold. Erfreute sich doch unter Seiner Regierung die wissenschaftliche Forschung und Lehre nicht bloss der notwendigen Freiheit, sie fand vielmehr in dem hohen Verblichenen den treuesten Schützer und wärmsten Förderer. Das im Jahre 1896 eröffnete neue Universitätsgebäude ist ein glänzendes Denkmal der landesväterlichen Huld und Fürsorge, die der altehrwürdigen Pflegstätte der Wissenschaft im Frankenlande unter Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzregenten Luitpold zuteil wurde, insbesondere legen aber auch die zahlreichen neuerrichteten wissenschaftlichen Institute bis in ferne Zeiten Zeugnis ab von dem Aufschwung, den die verschiedensten Zweige der Wissenschaft unter seiner Regierung genommen haben. Das neue Luitpoldkrankenhaus wird das würdige moderne Gegenstück des Jahrhunderte hindurch mustergültigen Juliusspitals sein.

Der akademischen Jugend war die ehrwürdige Gestalt des verewigten Regenten ein begeisterndes Vorbild selbstloser Hingabe an das Vaterland und aller ritterlichen Tugenden.

Wie das in Stein gemeisselte Bild des in Würzburg geborenen Sprossen des Königlichen Hauses Wittelsbach neben dem des Stifters der Universität, des Frankenherzogs Julius Echter von Mespelbrunn, die Front unserer Hochschule schmückt und immerdar das enge Verhältnis der Universität Würzburg zu dem dahingegangenen Herrscher kündigt, so wird Sein lebendiges Bild noch über das Grab hinaus in den dankbaren Herzen der akademischen Lehrer und der akademischen Jugend fortleben.

Der akademische Senat brachte in einer im obigen Sinne verfassten und an Seine Königliche Hoheit den Prinzregenten Ludwig gerichteten Adresse die tiefe Trauer der Universität und die innigste Teilnahme an dem herben Verluste, den unser erhabenes Königliches Haus erlitten, zum Ausdruck.

Gleichzeitig legte der akademische Senat im Namen der Universität die Versicherung unwandelbarer Treue zu den Füßen Seiner Königlichen Hoheit nieder mit der Bitte, Seine

Königliche Hoheit wolle in gleicher Weise wie Seine erhabenen Vorfahren unserer Universität Allerhöchst Ihren Schutz angedeihen lassen.

Seine Königliche Hoheit Prinzregent Ludwig geruhten daraufhin ein huldvolles Schreiben an den derzeitigen Rektor zu richten, in welchem Allerhöchstderselbe „auf das Herzlichste für diese wohlthuende Kundgebung der Teilnahme und Ergebenheit dankte“ und die Universität Seines Allerhöchsten Wohlwollens versicherte. Das Schreiben Seiner Königlichen Hoheit schliesst mit den Worten: „Gleich wie in Meinem verlebten Vater so werden die Universitäten in Mir bei der Pflege der hohen Kulturaufgaben, die sie zu erfüllen berufen sind, stets einen warmherzigen Freund und treuen Beschützer finden. Ich hege die feste Zuversicht, dass die erfreuliche Blütezeit, die die Universität Würzburg während der Regierung Meines teuren Vaters gehabt hat, auch in Zukunft andauern wird und verbleibe in huldvollster Gesinnung Ihr wohl-geneigter Ludwig, Prinzregent von Bayern.“

Voll freudigen Dankes, tiefster Ehrfurcht und treuer Liebe huldigen wir heute dem Regenten, in dessen Hand nunmehr die Geschicke Bayerns und unserer Hochschule gelegt sind.

Um unserer Gesinnung einen einmütigen, kraftvollen Ausdruck zu geben, bitte ich Sie mit mir einzustimmen in den Ruf:

Der mächtige Schutzherr unserer Universität, Seine Königliche Hoheit Prinzregent Ludwig von Bayern und das gesamte Königliche Haus: Sie leben hoch, hoch, hoch!